

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Sigrid Rausing

DESASTER

Aus dem Englischen von

Adelheid Zöfel

S. FISCHER

Für L, S, J und T



Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien erstmals 2017
unter dem Titel »Mayhem« bei Hamish Hamilton
in Großbritannien und bei Alfred A. Knopf in den USA.

© 2017 Sigrid Rausing

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397219-1

1

Nun, da alles vorbei ist, merke ich, wie ich immer wieder über die Familiengeschichte und über Familienerinnerungen nachdenke, über die Erzählungen, die eine Familie zusammenhalten, und die Handlungen, die sie zerreißen können.

Ich habe lange geglaubt, dass nichts, was man tut, irreversibel ist, dass man, alles in allem, Entscheidungen und Fehler korrigieren kann. Inzwischen weiß ich es: Bestimmte Handlungen können nicht rückgängig gemacht werden, und man wird durch sie in Welten geführt, von denen man nie geträumt hätte.

*

In *Ein Traumspiel*, August Strindbergs Stück von 1902, kommt eine Zeile immer wieder vor: »Det är synd om människorna.« Gesprochen wird der Satz von der Tochter des Gottes Indra, die auf die Erde hinabsteigt, weil sie die Menschen und ihr selbstverschuldetes Elend besser verstehen will. Der Satz ist nicht leicht zu übersetzen. »Die Menschen, sie sind zu bedauern«, heißt es in der Übersetzung von Christel Hildebrandt. *Det är synd*

om människorna. Und von all den Schmerzen, die wir Menschen uns selbst zufügen, ist die Sucht, so scheint es mir, einer der tragischsten. Wer kann den Süchtigen helfen, die verzehrt werden von einem unerträglichen, beschämenden Hunger, von einem Verlangen, das nicht zu kontrollieren ist? Es gibt keine Medizin: Die Drogen *sind* die Medizin.

Und wer steht den Familien bei, die so unentrinnbar in die Selbstzerstörung der Süchtigen verwickelt sind? Wer kann helfen, wenn »Hilfe« zu einem Synonym für Machtausübung wird und in der Wahrnehmung der Süchtigen ein familiärer Polizeistaat entsteht, der das Ende ihrer Freiheit bedeutet?

Dieses Buch handelt davon, was es heißt, Zeuge einer Sucht zu werden. In gewisser Hinsicht ist es eine ganz normale Geschichte: Zwei Menschen, Hans und Eva, mein Bruder und seine Frau, lernen sich in einer Entzugsklinik kennen, sie verlieben sich ineinander, heiraten und bekommen Kinder, dann haben sie einen Rückfall. Er überlebt, sie nicht. Suchtgeschichten sind alle gleich, überall auf der Welt – die Individualität der Süchtigen verschwindet hinter dem vorhersagbaren Verlauf von Krankheit und Genesung.

Was unsere Geschichte anders macht, ist die Tatsache, dass sie sich so stark in der Öffentlichkeit abgespielt hat. Den scheinbar freiwilligen körperlichen und geistigen Verfall eines geliebten Menschen mitzuerleben tut unsäglich weh, und in dem Zusammenhang spielt es

keine Rolle, ob die Geschichte öffentlich ist oder nicht: Trauer und Angst sind dermaßen überwältigend, dass Schlagzeilen irrelevant werden. Aber du willst trotzdem nicht, dass die Medien deine Lebensgeschichte an sich reißen.

Allein das kann schon ein guter Grund sein, ein Buch zu schreiben. Aber ich habe außerdem immer gedacht, dass es bei dramatischen Ereignissen ein Narrativ mit einer Schlussfolgerung gibt, eine Erzählung, die man dann im Familienarchiv abheftet. Sie wird erzählt, vermutlich von Anwälten; Tatsachen werden aufgedeckt, und kommende Familiengenerationen erfahren, was sich abgespielt hat.

Aber wie sich herausstellt, hat niemand die Tatsachen zusammengetragen. Es gab keine Timeline, kein kohärentes Familiennarrativ. Und das, obwohl Hans' und Evas Krankheit das Schlimmste war, was uns je widerfahren ist. Die Krankheit zerrte uns, in Zeitlupe, hinab in die Unterwelt stummer Schmerzen, ins Reich plötzlicher Zusammenbrüche und gespenstischer Wahnvorstellungen. Es gab unzählige Runden mit grässlichen Diskussionen, es gab zeitraubende, komplizierte E-Mail-Korrespondenzen, endlose Gutachten und Gespräche, Termine mit Psychiatern, Therapeuten und Suchtexperten jeder Art. Ich fing an, beständig über das Wesen der Familie nachzudenken, über die Grenzen unserer Verantwortung füreinander. Und darüber, wer wir waren und wer wir geworden sind.

Hans und Eva haben 1992 geheiratet. Es war der Höhepunkt ihres Gesundungsprozesses, der schon viele Jahre anhielt. Sie hatten Zwölf-Schritte-Programme mitgemacht, sie hatten »Sponsoren«, also Betreuer; wahrscheinlich fungierten sie sogar selbst als Betreuer für andere, und mit ihrem Geld unterstützten sie Stiftungen für Drogenabhängige. 1999 hatten sie schon drei Kinder. Dann kam, acht Jahre nach ihrer Hochzeit, ein katastrophaler Rückfall.

Dieser Rückfall dauerte zwölf Jahre an. Ich war achtunddreißig, als er begann, und fünfzig, als er zu Ende ging.

Ich möchte verstehen, wie alles angefangen hat – lange vor dem Rückfall. Doch wer kennt das Wie und Warum? Wer kann sagen, welche emotionale Vorgeschichte oder genetische Prädestination Menschen in die Sucht treibt?

Ein paar Dinge weiß ich. Anfang der achtziger Jahre fuhr Hans mit dem Zug durch die Sowjetunion, durch China und Indien. Gemeinsam mit Freunden. Er war damals achtzehn oder neunzehn. In Goa lernten sie ein paar junge Italienerinnen kennen, die am Strand schliefen. Das war seine erste Begegnung mit Heroin.

Eva war Amerikanerin, lebte aber in England. Geboren in Hongkong, aufgewachsen in England. Sie war sogar noch jünger als Hans, als sie drogenabhängig wurde.

Im Lauf der Jahre gab es Aufenthalte in zahlreichen Suchtkliniken. Ende der Achtziger waren die beiden zufällig in derselben Einrichtung. Sie kannten sich noch

nicht. Eva war schon einen Schritt weiter in ihrem Genesungsprozess und eigentlich bereits entlassen, doch dann wurde sie von der Klinikleitung gefragt, ob sie Hans überreden könnte, länger zu bleiben – er schien kurz davor, die Behandlung abzubrechen und zu den Drogen zurückzukehren. Eva hatte offenbar die Gabe, anderen Süchtigen zu helfen, und sie brachte Hans tatsächlich dazu, die Therapie weiterzumachen. Die beiden wurden Freunde.

Einige Zeit später – sie waren inzwischen mehr als Freunde – brachte Hans seine Freundin mit ins Landhaus meiner Eltern, damit sie die Familie kennenlernte. Ich erinnere mich genau an diese Begegnung. Eva saß zurückgelehnt auf dem Sofa in der Bibliothek und trug ein pinkfarbenedes Chanelkostüm. Blond, schmal und eher reserviert. Sie wirkte gleichzeitig jung und alt, konventionell und wild, gepflegt und ungezügelt. Sie war zwar in London groß geworden, kam mir aber eher amerikanisch als englisch vor. Ihre Mutter stammte aus North Carolina; ihr Vater war schon sehr jung aus Europa nach Amerika gekommen.

Meine Mutter kannte die Eltern; sie waren in Chelsea in derselben *Families Anonymous*-Gruppe gewesen.

*

Ich war einmal bei einer Lesung des Schriftstellers David Grossman. Er sprach über die Trauer nach dem Tod seines Sohnes. Der Sohn war in einem der zahlreichen

Konflikte Israels sehr tragisch ums Leben gekommen. Grossman sagte, die Tatsache, dass wir Emotionen in Worte fassen können, macht uns zu Menschen. Ich würde hinzufügen, oder vielleicht sagte er das auch: Wenn wir es nicht schaffen, dem Leid einen Sinn zu verleihen, dann kann es uns in etwas verwandeln, was wir nicht sind oder was wir nie waren. Schreiben ist eine Form der Sinnstiftung.

Ich glaube an das Schreiben. Ich bin Lektorin und Verlegerin, Texte sind mein Beruf. Durch Lesen und Schreiben können wir über unsere Gefühle nachdenken – wen wir lieben und wie und warum. Ich weiß, dass ich meinen Bruder liebe. Nicht, weil er es verdient (wer tut das?), sondern weil ich schon als Mädchen immer lachen musste, wenn wir uns anschauten. Das fing an, als wir noch ganz klein waren. Er ist so echt, und seine Gegenwart (seine Größe, seine Statur, sein Wesen) ist so tröstlich, jetzt wieder, nach der langen Lücke, nach der Zeit in der Wüste, nach der Zombie-Phase.

Mein Bruder hat mir, vor einem Jahr oder so, erzählt, dass er Prousts *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* liest. Zum zweiten Mal schon schaffte ich es nicht, ihm von diesem Buch zu erzählen, von meinem eigenen Erinnerungsprojekt. Das erste Mal war ein paar Monate vorher gewesen, als er mich fragte, ob ich gerade etwas schreibe. Mein letztes Buch, ein Memoire über das Jahr, das ich auf einer sowjetischen Kolchose verbracht hatte, war gerade in die Shortlist für einen kleineren Preis auf-

genommen worden, und er freute sich für mich, glaube ich. Es war der Geburtstag unserer Mutter. Ich spielte auf Zeit, blieb vage, wich aus. Irgendwann während des Essens begann ich zu singen. Mahlzeiten bei meinen Eltern bedeuten immer: Es wird gesungen. Das ist sehr schwedisch. Die Kinder sehen sich an und kichern, so wie sie das immer tun, seit Jahr und Tag.

Genauso haben mein Bruder und ich uns angeschaut, als wir klein waren und auch noch als Jugendliche.

Meine Mutter lächelt und summt, ohne richtige Melodie. Mein Vater summt und singt, ebenfalls ohne Melodie. Mein Bruder singt auch mit. Dann lächelt er plötzlich, ein überraschend liebes Lächeln. Kurz winkt er der kleinen Tochter meiner Freundin Johanna zu, die auf dem Sofa liegt, eine DVD und gleichzeitig uns anschaut, und auf einmal kommen mir die Tränen – ich denke daran, dass mein Bruder mit seinen Kindern so viel Zeit verpasst hat, ich weine und singe und schmecke im Mund die salzigen Tränen.

Wie gut ich diesen salzigen Geschmack kenne.

Er war herzergreifend, dieser lange blaue Maiabend, die schwedischen Lieder in der ländlichen Idylle von Sussex. Wir sangen immer weiter, bis mein Vater nicht mehr konnte, weil es ihm die Kehle zuschnürte und er vom Tisch aufstehen musste. Schwer stützte er sich auf mich, während wir langsam in die Bibliothek und zu seinem Sessel zurückgingen.

Gequält wandte mein Bruder den Blick ab.

Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Ich will nicht melodramatisch klingen. Die Geschichte ist allerdings in sich schon so dramatisch, dass man, wenn man sie erzählt, sofort Gefahr läuft, vulgär zu klingen und auf das sensationslüsterne Schlagzeilenniveau der Boulevardpresse zu sinken. Davon hat es schon genug gegeben – sogar eine schwedische Oper, die 2016 aufgeführt wurde und ein völlig fehlgeschlagener Versuch war, die Geschehnisse in ihrer Bedeutung zu erfassen. *Der Tod* ist eine Figur im Libretto und tritt auch als Dealer auf. Der Text deutet an, dass die Drogensucht meines Bruders eine Art Aufstand gegen die unersättliche Gier meines Großvaters war, gegen sein Streben nach Macht und Reichtum.

»Ein Visionär zu sein hat ihm nicht gereicht. Er wollte Reichtum und eine Dynastie«, singt die Figur, die Eva sein soll.

Hans erwidert: »Und ich habe mich gerächt, indem ich das Leben eines Drogensüchtigen gelebt habe. Eine Schande für die gesamte Familie.«

Eva: »Du hast dich gewehrt! Du hast dich verweigert!«

Meine Schwester Lisbet und ich sind in dieser Oper die dunklen Nornen von Holland Park – diese weiblichen Wesen aus der nordischen Mythologie, die den Schicksalsfaden der normalen Sterblichen spinnen. Wir wiegen unsere finsternen Häupter wie Geier; wir nehmen Eva die Kinder weg.

Wenn du deine Geschichten nicht selbst erzählst, dann erzählen andere sie für dich, und sie erniedrigen

dich, sie demütigen dich, sagte Ishmael Reed, George Bernard Shaw zitierend.

Ich schreibe – und weiß doch, dass allein schon das Schreiben als Verrat an der Familie gesehen werden kann, ein beschämender, ausbeuterischer Akt. Der Gedanke ist mir selbst alles andere als fremd, und man sollte sich beim Lesen dieses Buches immer vor Augen führen, wie wir aufgewachsen sind: Reichtum, Zurückgezogenheit, Schweigen, Diskretion.

Aber jemand ist gestorben, am frühen Morgen oder tief in der Nacht.

Eva war, glaube ich, auf dem Weg der Besserung, als sie starb. Es gab Anzeichen dafür, dass sie zurückkam. Und trotzdem ist sie gestorben.

Zu viele Süchtige sterben; zu viele Familien zerbrechen.

*

»Mayhem«, der englische Titel dieses Buchs, bedeutet »Chaos«, aber auch »schwere Körperverletzung«, es ist der alte juristische Terminus für »Verstümmelung«. Der Begriff impliziert Schuld, was in diesem Kontext durchaus passend ist, denn es gibt keine Suchtgeschichte, in der sich nicht alles um Schuld dreht, um Scham und Verurteilung. Schuld unterscheidet nicht, genauso wenig wie Scham. Jeder von uns war schuldig – und keiner von uns war schuldig. Wir alle wurden beschämt, und wir haben dieses Schamgefühl verinnerlicht.

Wir spielten unsere Rollen. »Die Süchtigen«, »die Angehörigen«. Wie alle Familien, die durch Sucht zerrissen werden, haben wir die Schritte dieses zermürbenden Tanzes gelernt.